

Rettungsinselfn

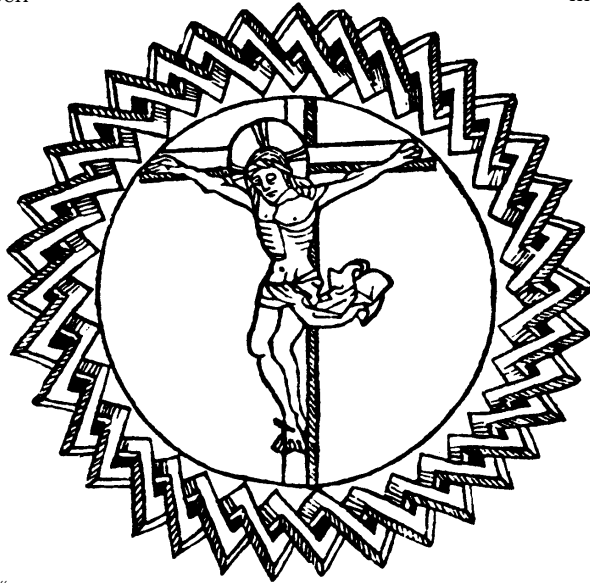
Eine Predigt von Ulla Franken über 2. Korinther 1,3-7 am 22.3.1998

Liebe Gemeinde!

Auf der Nordseeinsel Pellworm, auf der ich gerade eben wieder einmal einige Wochen zugebracht habe – diesmal zur Kur –, habe ich vor einigen Jahren eine kleine katholische Kapelle entdeckt. Sie ist – wie es selbst in katholischen Kirchen kaum noch irgendwo sonst vorkommt – Tag und Nacht geöffnet. Dennoch finden in dieser Kapelle nur sehr selten Gottesdienste statt. Am meisten wird sie dazu genutzt, dass Menschen – zu meist Inselbesucher – hier ihren Raum der Stille finden. Fast immer brennen mehrere Kerzen auf einem dazu vorbereiteten Tisch. Und ein daneben liegendes dickes Buch gibt bere dte Auskunft darüber, mit welchen Sorgen Menschen hier Trost gesucht haben. „Wir haben einen lieben Freund verloren und bitten Gott, dass er uns in unserem Verlassensein beisteht“, ist dort z. B. auf einer Seite zu lesen. Auf einer anderen: „Mein Leben ist so laut und unruhig, und hier scheint alles so wohl geordnet und idyllisch. Ich möchte so gerne etwas davon mitnehmen können in meinen Alltag.“ Und auf einer dritten: „Die Familien und die Kinder am Strand haben mir noch einmal sehr schmerz lich bewusst gemacht, wie alleine und einsam ich bin. Ich werde wohl nie wieder ein Kind haben. Aber ich möchte danken können für alle Kinder, die mich im Vorbeigehen anlachen.“

Ein Buch voller Bitten um Trost.

Und gleichzeitig ein Buch – so geht es mir jedenfalls immer, wenn ich darin blättere –, das auch Trost gibt. Ein Buch von und über Menschen, die aussprechen und aufschreiben, was sie bewegt. Und die dadurch auch mir als Leserin das Gefühl vermitteln: Ich bin nicht allein mit meinen Sorgen; so wie ich jetzt in diesem Moment teilhabe an den Gedanken anderer, so kann auch ich mich mitteilen, indem auch ich etwas aufschreibe oder indem ich still in Gedanken und im Gebet eine Kerze anzünde.



Und so kommt es, dass ich seit Jahren die Insel nie wieder verlassen habe, ohne mindestens einmal in der kleinen Kapelle gewesen zu sein.

Den Predigttext dieses Sonntags habe ich nicht in dem Buch neben dem Kerzentisch der Inselkapelle ge-

funden. Aber dieser Text könnte wohl auch dort stehen. Auch er redet von Not, von Leiden, von Verzweiflung und Lebensgefahr und gleichzeitig spricht er die Hoffnung aus, dass all diese Not und Gefahr neues Leben in sich birgt. Der Apostel Paulus hat ihn geschrieben, und man kann ihn nachlesen im ersten Kapitel des 2. Korintherbriefs:

Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal, damit wir auch trösten können, die in allerlei Trübsal sind, mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott.

Denn wie die Leiden Christi reichlich über uns kommen, so werden wir auch reichlich getröstet durch Christus.

Haben wir aber Trübsal, so geschieht es euch zu Trost und Heil. Haben wir Trost, so geschieht es zu eurem Trost, der sich wirksam erweist, wenn ihr mit Geduld dieselben Leiden ertragt, die auch wir leiden. Und unsere Hoffnung steht fest für euch, weil wir wissen: wie ihr an den Leiden teilhabt, so werdet ihr auch am Trost teilhaben.

Mich spricht an diesen Zeilen besonders an, dass Paulus hier von Jesus spricht wie von einem Mitmenschen. Kein übermenschlicher Märtyrer, der für die Sünden der Welt stirbt und dafür von Gott belohnt

wird. Obwohl Paulus ja von Christus spricht, dem Auferstandenen. Dennoch beschreibt er diesen Christus nicht als den göttlich Erhöhten, den über alles Leid Erhabenen. Paulus beschreibt ihn hier vielmehr als einen Leidenden, der Trost sucht und Trost findet. Und er beschreibt sich selber und uns als Mitleidende und als im Mitleid Mitgetröstete. Keine hohe oder komplizierte Theologie der Auferstehung also; vielmehr der ganz einfache und nachvollziehbare Gedanke des Teilhabens am Leid und damit gleichzeitig des Teilhabens am Trost. Dieser einfache und nachvollziehbare Gedanke mag dem einen oder der anderen zu menschlich oder theologisch zu anspruchslos sein. Die Auferstehung Jesu Christi ist doch wohl etwas völlig anderes als ein Kinderlachen im Vorübergehen, mag man einwenden, oder als eine Inselidylle. Aber wer es gerne etwas komplizierter und anspruchsvoller haben mag, der könnte sich z. B. fragen: Wann habe ich das das letzte Mal getan? Wann habe ich mich das letzte Mal so auf einen Menschen, auf sein Leiden und seine Nöte eingelassen, dass ich tatsächlich mitgelitten habe? So lange mitgelitten, bis der andere tatsächlich Trost gefunden hat und ich mit ihm gemeinsam? Wann habe ich das das letzte Mal gewagt, ohne mich vorab mit einem Trost zu distanzieren, der dem anderen nicht zur Verfügung steht? Habe ich das überhaupt schon einmal gewagt?

Wenn ich so frage, geht es mir nicht darum, das mit dem Passionsgedenken traditionell verbundene schlechte Gewissen zu aktivieren. Ich möchte nur verdeutlichen, dass der zunächst so schlichte und einfache Gedanke des Mitleidens und des Mitgetröstetwerdens als tatsächliche Lebens- oder auch Glaubenspraxis gar nicht so

schlicht und einfach ist. Ich denke, jeder und jede wird die Erfahrung kennen, sich Distanz zu wünschen, wo Trostlosigkeit droht: Abstand zum Leid des Anderen. Dieser Abstand kann viele Gesichter haben. „Ich habe selber schon ganz andere Dinge durchgestanden“, kann ein solches Gesicht heißen, oder: „Er müsste doch eigentlich nur dieses oder jenes tun, damit es ihm besser geht“, oder: „Gott sei Dank ist mir das nicht passiert“. Alle diese Gesichter halten den Blick auf den anderen, den Leidenden, nicht aus. Sie suchen immer wieder den Blick auf sich selber, suchen Trost im eigenen Glück, in der eigenen Kraft oder im eigenen Verschontgebliebensein. Es sind Gesichter – oder vielleicht sollte man sie besser Masken nennen –, Gesichter oder Masken also, von denen ich weiß, wie sehr sie Leid zusätzlich vertiefen, wie sehr sie Wunden vergrößern und giftig infizieren. Und doch Gesichter oder Masken, die auch ich selber immer wieder trage und aufsetze, um dem Leid und der drohenden Trostlosigkeit zu entfliehen. Um Distanz und Abstand zu gewinnen zu denen, die mich vielleicht mit in die Katastrophe ziehen könnten, die meine Wunschträume von einem Leben in Sicherheit zerplatzen lassen könnten, deren Leiden mir Angst machen könnten vor meiner eigenen Zukunft.

„Wir wissen: wie ihr an den Leiden teilhabt, so werdet ihr auch am Trost teilhaben“, schreibt Paulus im heutigen Predigttext. Diesen Satz kann man auch lesen und verstehen, indem man das kleine Wort „wenig“ einfügt: wie wenig ihr an den Leiden teilhabt, so wenig werdet ihr auch am Trost teilhaben. Und so beschreibt er wohl einen großen Teil unserer sozialen und auch unserer kirchlichen Wirklichkeit. Die Sympathie und Soli-

darität mit denen, die nicht aus dem Vollen schöpfen können, ist, seit ich mich erinnern kann, wohl noch nie so dürftig gewesen. Und leider gibt es auch für den September kein Wahlprogramm, das einen Satz wie den des Paulus zum Inhalt hätte, sondern – soweit ich sehen kann – nur alte und neue Masken. Und auch innerhalb unserer Kirche scheinen mir die Masken manchmal in der Überzahl zu sein: fromme Masken, Diakoniemasken, Managermasken, Traditionsmasken. Überall hängen sie zum Greifen nahe herum: Es ist ganz einfach, das eigene Sortiment jederzeit zu vervollständigen. Und überall machen uns andere vor, wie sicher man sich hinter einen solchen Maske fühlen kann, wie scheinbar unerreichbar weit man sich hinter ihnen entfernen kann von der leidvollen Wirklichkeit. Mancherorts in unserer Kirche scheint das ganze Jahr über Fasching zu sein und nie Passionszeit. Wenn Ostern und neues Leben dann nicht kommt und nicht geglaubt wird, kann das eigentlich nicht verwundern.

Und um der Verführung solcher Masken nicht selber zu erliegen, um nicht vor lauter Angst vor der Trostlosigkeit am Ende trostlos zu werden, brauche ich Predigttexte wie diesen heute, mit solchen einfachen und nachvollziehbaren Gedanken des Teilhabens am Leid und damit gleichzeitig des Teilhabens am Trost. Oder eben: Besuche in der kleinen Inselkapelle.

Amen.